
HILDEGARD FISCHER

UNTER DEM ERZBERG

Erinnerungen an meine Kindheit in Eisenerz

HILDEGARD FISCHER

UNTER DEM ERZBERG

Erinnerungen an meine Kindheit in Eisenerz

leykam:

Herausgegeben von der Hans-Rohn-Gesellschaft, 3390 Melk, Feldstraße 5

© by Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG, Graz – Wien 2019

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Layout + Satz: Gerhard Gauster
Druck: Medienfabrik Graz GmbH, 8020 Graz
Fotos und Collagen: Douglas Andreas Fischer
Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

ISBN 978-3-7011-8150-6
www.leykamverlag.at

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung: Eine Liebeserklärung an Eisenerz	7
Wie alles begann: Mein Eisenerzer Garten	9
Erster Teil – Rund ums Jahr	13
Der Adventkranz	15
Die Barbarafeier	17
Dem Krampus auf die Schliche gekommen	19
Der schönste Christbaum	20
Das Wunder der Heiligen Nacht	22
Das rettende Licht	25
Glücksbringer am ersten Jänner	27
Zwei verirrte Faschingsnarren	30
Die verspätete Palmweihe	32
Die vertauschten Ostereier	34
Im schönen Mai	37
Zweiter Teil – Liebe alte Volksschule	41
Der erste Schultag	43
Das andere Mädchen	45
Das war ein Theater	48
Die wilde Jagd nach dem Kartoffelkäfer	49
Die Hiobsbotschaft kam nie an	51
Erinnerung an einen guten Freund	54
Eisenerz aus Papier	56
Der Kriminalfall der Eisenerzer Gartenzwerge	59
Dritter Teil – Fleißige Handwerker und geschäftstüchtige Händler	65
Das Kleid aus Amerika	67
Mutters Schuhe auf dem Maibaum	70
Glück vom schwarzen Mann	73
Der Osterschinken	75

ZZ oder die geheime Kraft der Kaffeecremeschnitte	77
Ein Wundermittel namens „Asinus“	81
Die Scherenschleifer	86
Vierter Teil – Die Geschichten der Frau Wiesler	91
Vom Bergmann, der nicht gerettet wurde	93
Das geheimnisvolle Zimmer mit der Vase	94
Ein Weihnachtswunder	95
Das gefährliche Spiel mit der Kreuzotter	98
Fünfter Teil – Die Besuche meines Großvaters	101
Das Skizzenbuch	103
Es ist nicht alles Gold, was glänzt	105
Der Federkiel	110
Nie ohne Karte!	114
Ein Regenbogen über Eisenerz	118
Sechster Teil – Eisenerzer Potpourri	123
Das Missverständnis mit dem Kukuruz	125
Scherben bringen Glück!	128
Der Kasperl, der nicht kommen wollte	130
Die Klavierstunde	133
Edelweiß	135
Eisenerz im Schnee	138
Blumen zum Abschied	141
Über die Autorin	147

Eine Liebeserklärung an Eisenerz

Kindheitserinnerungen sind oft das Ergebnis nostalgischer, selbstverliebter Betrachtungen, wie man sie nur allzu gut kennt. Damit hat diese Sammlung meiner Erzählungen aus dem steirischen Eisenerz von gestern nichts zu tun. Sie ist vielmehr der Blick in eine heile Welt, die es wirklich gegeben hat und in der ich das Glück hatte, meine Kindheit zu verbringen.

Eisenerz ist für mich sozusagen ein Modellfall für gesellschaftlichen Zusammenhalt in einer schweren Zeit, nämlich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Wirklich bewusst wurde mir dies allerdings erst viel später, und erst heute weiß ich, welch großartige Harmonie trotz der harten Arbeit und der vielen Entbehrungen das Eisenerzer Leben von damals prägte und wie viel Kraft und Stärke ich bis heute daraus ziehe.

Im Laufe meines Lebens habe ich mich immer wieder über meine tiefe Verwurzelung mit der alten steirischen Bergmannsstadt gewundert, umso mehr, als ich nur etwa zehn Jahre dort verbrachte. Alles in allem entsinne ich mich ganzer sechs bis sieben Jahre, die mein Leben entscheidend prägten, sodass ich, wenn ich heute gefragt werde, wo ich eigentlich meine Heimat sehe, ohne zu zögern Eisenerz nenne.

Und dann kommen sie alle, die vielen, vielen Erinnerungen unterschiedlichster Art, die zusammen das Phänomen „Eisenerz“ ergeben. Mein Eisenerz, ich denke dabei an die Jahre etwa zwischen 1947 bis 1955, war die alte Bergmannsstadt mit den vielen Radmeister- und Handwerkshäusern, mit ihren Renaissanceportalen und schönen Fassaden aus dem 16. Jahrhundert. Über der Altstadt die alte Wehrkirche St. Oswald und das Wahrzeichen von Eisenerz, der Schichtturm, erbaut 1581. Um den Stadtkern die Wohnsiedlungen der vielen am Berg beschäftigten Menschen im Krumpental, in der Trofeng und im Münichtal. Bis zu 18.000 Einwohner zählte der 1948 zur Stadt erhobene Markt. Und es war eine lebendige, in die Zukunft strebende steirische Stadt, wo viel gearbeitet, aber auch gefeiert wurde und dies stets unter dem Schutz der Heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute.

Meine persönliche kleine Welt spielte sich rund um das Dorffeld ab, wo meine Familie lange Jahre wohnte und wo in alter Zeit, daher der Name, Getreide, Flachs und Kraut angebaut wurden. Von hier sahen wir tagtäglich auf die mächtigen Berge der Eisenerzer Alpen und die majestätische Stufenpyramide des Erzbergs. Hier lernte ich viele menschliche Tugenden, die mir später unendlich nützlich waren: Freundschaft und Zusammenhalt, Hilfsbereitschaft und Gemeinschaftssinn. So ist mir Eisenerz mit seinen Menschen unvergesslich geblieben.

Mein Eisenerzer Garten

Meine ersten Erinnerungen an meine frühe Kindheit in Eisenerz sind eng verbunden mit unserem schönen, großen Garten am Dorffeld. Ich war etwa drei bis vier Jahre alt, als ich allmählich begann, mir meiner selbst bewusst zu werden. Wie bereits erwähnt, hatten wir von unserem Wohnzimmer einen unmittelbaren, freien Blick auf den Erzberg. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich das Bild vom „Berg“ schon früh bei mir einprägte, und Gleiches gilt wohl auch für das Ereignis der täglichen Sprengungen.

Im Garten hatte ich eine Sandkiste, in der ich bald kleine Hügelchen mit Stufen, sozusagen Etagen, baute. Wenn es zur Schusszeit heftig krachte, war dies für mich immer wieder Anlass, das ganze Erzbergsandmodell mit beiden Händen zu zerstören, um es schließlich wieder neu zu errichten. Bald entdeckten auch Kinder aus der Nachbarschaft mein Erzbergspiel, und mitunter donnerte und krachte es in unserem Garten fast ohrenbetäubender als im wirklichen Tagebau vor uns.

Eines Tages näherte sich ein etwas älterer Bub meinem Spielplatz. Er blickte uns einige Zeit interessiert zu, um uns, den Kleinen, ein wenig von oben herab – schließlich besuchte er bereits die erste Klasse der Volksschule – zu erklären, dass wir etwas vergessen hätten, nämlich den „Zündfunken“. Dieser, meinte er, gehöre zu jeder Sprengung, ohne diesen ginge gar nichts.

Noch am selben Abend erkundigte ich mich bei meinem Vater, was es denn mit einem Zündfunken auf sich habe, was er, erstaunt über die unerwartete Frage, recht umständlich zu erklären versuchte. Mir war aber trotz seiner vielen Worte bald klar: Nur der Zündfunke konnte den Sprengstoff zur Explosion bringen. Dann erst würden die Steine fliegen, es würde fürchterlich krachen, und dichte Staubwolken würden den ganzen Himmel verdüstern.

Mein neuer Freund hatte also recht, und als er einige Zeit später wieder in unserem Garten auftauchte, unterhielten wir uns – diesmal sehr fachmännisch – über Sprengungen, Explosionen und den Zündfunken. Und hast du nicht gesehen, hielt der kleine Experte ein mitgebrachtes Zündholz über einen kleinen Papierstreifen, der kurz aufloderte und im Sand meines neu aufgebauten Erzberges verlosch. Wir bräuchten nun auch Sprengstoff, meinte er und versprach wichtigtuerisch, diesen zu besorgen. Dazu kam es allerdings nicht mehr, da meine aufmerksame Mutter die angebrannten Zündhölzer am Boden entdeckte und mir den Sachverhalt rasch entlockte.

Mein Spielgefährte wurde ernst ins Verhör genommen, was zur Folge hatte, dass er mich von da an mit Verachtung strafte. Die Sprengung blieb aus, und mein kleiner Erzberg war auf einmal nicht mehr interessant.

Dafür entdeckte ich den Frühling mit all seinen Farben und Düften, dem wunderbaren Heranwachsen von Blumen und Gemüsepflanzen und – nicht zu vergessen – dem lebensfrohen Tirilieren unserer Singvögel. Am unteren Ende des Gartens befand sich eine Reihe blauer Schwertlilien, die auf mich den Eindruck gläserner Kunstwerke machten. Nie hätte ich eine der zarten Blüten geknickt. Ja, ich wagte nicht einmal, sie zu berühren. Entlang der rechten, von einem Holzzaun begrenzten Seite, gediehen zahlreiche Stachel- und Himbeersträucher, die nicht nur beehrtes Obst lieferten, sondern auch einen guten Schutz gegen unliebsame Gäste bildeten.

Einmal wurden sie mir jedoch selbst zum Verhängnis. Aus einem rätselhaften Grund bildete ich mir ein, dass die Stachelbeeren direkt am Zaun am größten und schönsten wären. Kurz entschlossen kletterte ich zwischen den Holzlatten und den Sträuchern umher. Mit einer Hand hielt ich mich fest, mit der anderen pflückte ich die süßen Beeren, die sozusagen von der Hand in den Mund wanderten. Je mehr der haarigen Früchtchen ich erwischte, desto gieriger verschlang ich sie, und ich weiß es noch heute, dass ich sie nicht einmal richtig zerbiss.

Das lukullische Vergnügen ging eine ganze Weile, als ich plötzlich mit der linken Hand den Zaun losließ und mitten in einem besonders stacheligen Strauch landete. Ich muss wohl schrecklich geschrien und gezappelt haben, als ich die Stimme meines Vaters hörte. Er beschwor mich, ganz bewegungslos und ruhig zu bleiben, dann würde mir nichts passieren. Aufgeregt, wie ich war, gelang mir dies nicht sofort, aber schließlich bezwang ich mich und schon verspürte ich Vaters festen Griff, der mich von der Gartenseite aus hochhob. Es gab ein paar Stiche und Kratzer, aber im Großen und Ganzen verlief alles harmlos. Dennoch, der Schreck hatte mich in gewisser Weise geprägt: Seit diesem Erlebnis mochte ich keine Stachelbeeren mehr – und das blieb so bis zum heutigen Tag.

Dafür naschte ich nun umso mehr von den Früchten unserer Kirsch-, Ringlotten- und Zwetschkenbäume. Diesen Genuss wollten sich auch unsere Nachbarkinder nicht entgehen lassen. Eines Tages, die Kirschen – eine besonders feine Sorte – standen in voller Reife, besuchten mich zwei um etliche Jahre ältere Buben, die mich, die Kleine, normalerweise keines Blickes würdigten. Sie redeten freundlich auf mich ein, lachten und alberten und zupften bei jeder Gelegenheit vom Baum. Ich war glücklich, mit ihnen spielen zu dürfen, denn mein Bruder war damals für solche Späße noch zu klein. Nach und nach wurde es immer lauter und, wie mir schien, immer lustiger. Die beiden Buben stiegen in den Ästen des Baumes umher, hatten Kirschen im Mund, in den Händen und an den Ohren, wogegen ich unten stand und nur bekam, was die beiden gnädig zu mir herunterwarfen. Mir passte das nicht, und ich bat sie, mir auf den Baum zu helfen. Zuerst wollten sie nicht, aber dann erfüllten sie mir meinen Wunsch mit Riesengelächter.

Nach einigen kleinen Schwierigkeiten saß ich schließlich glücklich im Geäst. Ich stieg sogar aus eigener Kraft noch ein Stückchen höher, zupfte so manches rote Früchtchen, als ich plötzlich nicht mehr vor und zurück konnte. Ich rief die beiden „Obst-

gäste“ um Hilfe, merkte aber im selben Moment, dass ich allein war. Die bösen Buben waren heimlich mit vollen Bäuchen davongeschlichen, mich auf dem Baum vergessend.

Nun war guter Rat teuer. Meine Mutter war im Haus und konnte mich nicht hören. Auch von den Nachbarn ließ sich keiner blicken. Eine Weile saß ich ziemlich hoffnungslos zwischen Blättern und roten Kirschen. Aber dann entdeckte ich im anschließenden Garten meine Freundin Heide, die zum Glück nicht nur groß gewachsen, sondern auch um zwei Jahre älter war als ich. Ich schrie lange, bis sie mich endlich hörte, und ich bat sie, mich aus meiner misslichen Lage zu befreien.

Nach längerem Hin und Her kamen wir zu dem Ergebnis, dass sie zu mir heraufsteigen würde und ich mich auf ihre Schultern setzen sollte. Die Geschichte ging natürlich schief, und wir stürzten gemeinsam ins grüne Gras. Wie durch ein Wunder blieben wir beide unverletzt, nur mein Kleid war von oben bis unten aufgerissen, was natürlich noch ein Nachspiel hatte. Wie auch immer, wir zwei Mädchen wurden beste Freundinnen und haben später auch noch viele gemeinsame Abenteuer bestanden, schöne Stunden, an die ich gerne zurückdenke.

Viel ungefährlicher als das Ernten von Obst war das Pflanzen von Gemüse. Wir hatten damals, wenige Jahre nach dem Krieg, in einer abgelegenen Ecke des Gartens auch verschiedene Gemüsebeete. Salat, Kartoffeln, Kohlrabi, Erbsen, Fisolen und sogar Zuckerrüben für Sirup und Mohn für diverse Mehlspeisen gediehen unter den geschickten Händen meiner Mutter ganz vorzüglich. Mich interessierte das alles nicht besonders, bis ich eines Tages bei einer Nachbarin in der Sannstraße die Aufzucht von Radieschen beobachten und mitverfolgen durfte.

Die nette Frau zeigte mir ihr selbstgebasteltes Glashaus, in dem sie zunächst Samen einstreute. Täglich durfte ich mir das Werden und Wachsen durch das Glas und später im Freien ansehen. Als wir schließlich feste rote Radieschen aus der Erde zogen – ich durfte mir ein ganzes Büschel nehmen – wusste ich, ich würde einmal Gärtnerin werden. Was mir jedoch zu diesem Glück fehlte, war eine Gießkanne, und zwar eine kleine, mit der ich sofort zu üben beginnen konnte. Ich beschwor meine Eltern, mir diesen Wunsch, der nun immer größer wurde, zu erfüllen. Aber in dieser Zeit, wo immer noch eine gewisse Mangelwirtschaft das Leben der Menschen bestimmte, wurde das Thema „Gießkanne“ zum Problem. Eine kleine Kinderkanne war einfach nicht aufzutreiben, was mich so aufregte, dass ich eines Tages laut zwischen Blumen und Gemüse zu weinen begann und trotz der beruhigenden Worte meiner Mutter gar nicht mehr aufhörte.

In diesem Moment ging eine Bekannte aus der Sannstraße an unserem Zaun vorbei. Durch mein Geschrei aufmerksam geworden, wollte sie wissen, was mich denn so sehr bekümmerte, und als sie den Grund erfuhr, leuchteten ihre Augen und sie lächelte mich an. Mir könne geholfen werden, meinte sie, denn sie hätte noch ein „solches Ding“ von ihren nun schon erwachsenen Kindern im Keller. Für mich war das Vaterland gerettet. Vater pinselte die kleine Kanne blau an, und meiner Berufs-

wahl stand nun nichts mehr im Wege. Begeistert hüpfte ich mit meinem neuen Spielzeug von Beet zu Beet und war überzeugt, dass die ganze Blumenpracht im Garten das Ergebnis meiner Gießerei war.

Allmählich wurde es Herbst, und als schließlich auch die vielen Astern verblüht waren, trat Ruhe ein. Die Natur rüstete sich für den Winterschlaf, und meine Gießkanne wurde für das nächste Jahr aufbewahrt. Einige Zeit später begann es zu schneien. Dichte weiße Flocken deckten alles zu, was mich das Jahr über so sehr beschäftigt hatte. Durch das Fenster blickte ich in den Garten und auf den weißen Erzberg.

Plötzlich wusste ich, was ich nun zu tun hatte. Blitzschnell eilte ich hinaus und baute mir einen kleinen Hügel aus Schnee. Mit Hilfe eines kleinen Brettes drückte ich Stufen in das weiche Material. Aus einigen Ästchen entstand der Aufzug, der direkt von der Talstation zum Berghaus führte. Mein Erzbergschneemodell erregte im ganzen Umkreis allgemeine Bewunderung, auch ohne Zündfunken und Explosionen. Den ganzen Winter über hegte und pflegte ich es, und wenn es darauf schneite, brachte ich es geduldig immer wieder in Form. Sein Anblick erfreute mich ungemein, und als es im folgenden Frühjahr allmählich wegschmolz, war da immer noch das Original – groß, mächtig und unverrückbar.



Erster Teil

Rund ums Jahr



Der Adventkranz

Wenn wir heute von der stillsten Zeit im Jahr sprechen und damit den Advent, die Erwartung der Geburt Jesu Christi meinen, wissen wir, dass diese Umschreibung schon lange nicht mehr stimmt. Im Gegenteil, ist es nicht so, dass sich die Menschen gerade vor Weihnachten am meisten hetzen und abstrampeln? Sie laufen irgendwelchen Konsumverlockungen nach, wollen schenken und selbst beschenkt werden und vor dem großen Fest noch schnell alle Freunde treffen, um schließlich völlig überfordert in ein tiefes „Feiertagsloch“ zu stürzen.

Ganz anders war es im alten Eisenerz meiner Kindheit. Nicht, dass es damals keine Aufregungen an solch besonderen Tagen gegeben hätte, aber diese waren anderer Natur, waren sie doch meist mit unserer großen Vorfreude verknüpft. So war es auch, als ich den Adventkranz in unserer Familie einführte. Der Adventkranz ist heute ein fester Bestandteil der Vorweihnachtszeit, und man kann sich schwer vorstellen, dass dieser erst in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts im katholischen Österreich seinen Einzug gehalten hat. So kam es auch, dass wir Kinder zunächst keine Ahnung davon hatten.

Ich glaube, ich sah den ersten Kranz mit seinen vier Kerzen in der Volksschule. Er faszinierte mich sofort, und ich war schrecklich aufgeregt, als ich von einzelnen Mitschülerinnen erfuhr, dass auch sie bereits einen Kranz zu Hause hatten. Das wühlte mein Gemüt derartig auf, dass ich allmählich an nichts anderes mehr denken konnte. Natürlich war mein erster Weg zu unserer Mutter. Die Arme musste eine Adventkranzdebatte nach der anderen über sich ergehen lassen. Ich wollte einen eigenen Kranz wie die anderen Kinder auch. Aber Mutter stieg nicht darauf ein, denn wie erwähnt, waren Adventkränze damals noch sehr selten und für sie überhaupt kein Thema.

Doch es half alles nichts: Ich ließ nicht locker, fragte alle Schulfreunde und Nachbarn, was ich machen konnte. Hellhörig wurde ich bei der Bemerkung unserer Lehrerin, dass man einen solchen Kranz leicht selber machen könne. Ein bisschen Tannenreisig, vier rote Kerzen und rote Bänder, das wäre alles, was man brauchte.

Und plötzlich überschlugen sich die Ereignisse: Zwei Nachbarskinder aus der Sannstraße, Manfred und Beate, die ich mit meinem Gerede angesteckt hatte, sowie mein Bruder und ich brachen kurzentschlossen auf in Richtung Tull. Hier hofften wir geeignete Nadelbäumchen für unser Vorhaben zu finden. Ausgestattet mit einem kleinen Rucksack sowie einem Klappmesser näherten wir uns der Schießstätte. Es schneite ein wenig, da es aber nicht sehr kalt war, zerging der Schnee am Boden und wir waren rasch durchnässt in all dem Matsch. Aber das tat unserem Eifer keinen Abbruch, umso weniger, als wir bald einige geeignete Bäume entdeckten. Zweig um Zweig verschwand in unserem Rucksack, und im Geist malte ich mir bereits den schönsten Lichterkranz aus. Die großen Äste banden wir mit einer Schnur zusammen, und schließlich meinten wir, dass es reichte.

Da sah ich vor mir einen ganz besonders schönen grünen Ast. Ich öffnete mein Messer noch ein letztes Mal, beugte mich nach vorne und rutschte auf einem feuchten, auf dem Boden liegenden Brett aus. Im selben Moment schloß sich die Klinge und ich sah noch, dass ein kleines weißes Etwas am Metall klebte. Was ich zunächst nicht erfasste, da ich keinerlei Schmerz verspürte, war, dass ich mir die Kuppe meines rechten Zeigefingers weggeschnitten hatte. Aber als plötzlich alles voll Blut war, wurde mir klar, was geschehen war. Ich konnte dieses nicht stoppen, es schoß nur so aus meiner Hand heraus. Wir vier waren ratlos, aber dann rannte ich einfach los. Ich wusste, ich musste so schnell wie möglich nach Hause. Manfred rief mir noch nach, ich sollte mich beeilen, denn sonst würde ich verbluten und sterben.

Rot von oben bis unten, hetzte ich aufgeregt davon: durch den Wald, die Tullstraße hinunter, über die Bahngleise, vorbei am Volkskino, wo gerade viele Besucher auf eine Vorstellung warteten und umherstanden. Sie starrten mich zwar fragend an, aber niemand machte Anstalten, mir zu helfen. Schließlich erreichte ich das Dorf und meine entsetzten Eltern. Vater versorgte mich notdürftig, während Mutter pausenlos irgendwelche Fragen stellte, deren Sinn ich in diesem Augenblick nicht verstand. Zu dritt liefen wir anschließend zu unserem Hausarzt, Herrn Dr. Pohl, der ganz in der Nähe seine Wohnung und auch seine Ordination hatte. Dieser hatte alles schnell im Griff, sprach beruhigend auf mich, aber auch auf meine geschockten Eltern ein. Abschließend verpasste er mir noch einen weißen Fingerling mit schwarzen Haltebändern, der übrigens noch Jahre später als sogenanntes Andenken nicht entsorgt wurde.

Nach all der Aufregung fand meine Mutter, der ich offensichtlich leid tat, sie müsste mir beim Kranzbinden, das ich natürlich in keinerlei Hinsicht meisterte, behilflich sein. Nach vielen Versuchen, auch sie war durchaus keine Floristin, schafften wir schließlich unseren ersten Adventkranz. Er war nicht gerade ein Prunkstück, aber für mich war er ein vorweihnachtliches Wunder. Er erfüllte alle Kriterien, die uns unser Herr Katechet in der Schule genannt hatte: das Tannengrün als Symbol der Hoffnung und des Lebens, der Kreis für die Ewigkeit und die Kerzen für das kommende Licht, das in der Weihnacht die Welt erleuchtet. Was ich damals noch nicht wusste: der Kranz mit seiner Blutspur begründete diesen von uns bis heute alljährlich gepflegten schönen Weihnachtsbrauch im Advent.

Die Barbarafeier

Schwierige Zeiten hin, Entbehrungen her – in Eisenerz wurde so manches Fest gefeiert, und immer war es besonders stimmungsvoll und mir bis heute unvergesslich. Dies mochte an der Ausstrahlung der alten Bergmannsstadt gelegen haben, an ihren liebenswert bescheidenen Einwohnern, für die es damals noch kein Handy oder Fernsehen gab, dafür aber schöne Traditionen und reichlich positive Fantasie. Je nach Anlass war der ganze Ort, Groß und Klein, Alt und Jung auf den Beinen. Gemeinsam war man lustig, beschwingt oder gar traurig, jeder Einzelne war ein Teil des Ganzen und fühlte sich auch so: Man gehörte dazu, niemand war allein oder einsam.

Ein ganz wichtiger Tag war der vierte Dezember, jener Tag, an dem das Fest der Heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, gefeiert wird. Im Gegensatz zu heute, wo man dieses Fest an einem Freitag und Samstag um den vierten Dezember herum – wohl aus touristischen Überlegungen – ansetzt, war der Barbaratag, der Namenstag der Bergmannsheiligen, damals ein fixes, unverrückbares Datum, eben der vierte Dezember.

Das Stadtbild war von vielen stattlichen Männern in ihrer schwarzen oder weißen Tracht beherrscht. In der Volksschule hatte man uns Kindern eingebläut, dass die Weißen die Maximilianer waren, deren Kleidung auf Kaiser Maximilian zurückging, und die Schwarzen eine Tracht anhaten, die ursprünglich aus Sachsen – wo immer dieses geheimnisvolle Land lag – zu uns in die Steiermark gelangt war.

Letztere hat sich nach und nach zur eigentlichen Standestracht der Bergleute entwickelt. Mehr als alles andere faszinierte mich damals der große neunzackige Schulterkragen derselben, welcher mich an die Flügel von Fledermäusen erinnerte. In meiner Fantasie malte ich mir aus, wie diese Tiere in den Stollen und Schächten des Erzberges umherflatterten, und ich war mir ganz sicher, dass hier der eigentliche Ursprung der Bergmannskleidung zu suchen wäre, umso mehr, als sie ja auch schwarz war – wie eben die unheimlichen Nachtflatterer. Aber da war die Heilige Barbara, welche die braven Bergleute in ihrem schweren Beruf beschützen sollte. Was sie den Trägern dieses edlen Gewandes sicher gewogen machte – ich hatte keinen Zweifel daran – war der Umstand, dass die Bergmannstracht genau 29 Knöpfe besaß, ein Symbol der Lebensjahre der Schutzheiligen. Denn die hochverehrte Barbara starb im Alter von erst 29 Jahren den bitteren Märtyrertod.

Am Barbaratag war schließlich alles auf den Beinen. Wir Kinder wussten zwar nichts vom genauen Ablauf der Feier, aber die allgemeine Festtagsstimmung entging uns nicht, dafür sorgten schon die vielen Menschen auf den Straßen, das schöne und lange Geläute der Oswaldikirche sowie die strammen Klänge der Bergmusik. Es entging uns auch nicht, dass an diesem Tag viel gegessen und vor allem getrunken wurde. Ein echter Bergmann musste schon etwas vertragen, wenn es dann auch oft zu viel des Guten war.



Hildegard Fischer,

geb. Rohn erblickte das Licht der Welt in Eisenerz, wo ihr Vater als Ingenieur am Erzberg tätig war. Zu ihrer Tante nach Wien gekommen, absolvierte sie das Mädchengymnasium in Hietzing und begann nach der Matura ein Studium an der Universität Wien, das sie mit den Fächern Philosophie, Kunstgeschichte und Publizistik als Dr. phil. abschloss.

An fremden Kulturen interessiert, bereiste sie die Welt und bekleidete verschiedene Funktionen als Chefredakteurin, Verlagschefin und Verbandsmanagerin. Zuletzt widmete sie sich mit großem Engagement der Erforschung des künstlerischen Werkes des Alpenkartografen und akademischen Malers Hans Rohn, der ihr Großvater war.